

Offener Schreibbrief von Lizzie Hautengel.



No. 337. Die Oeüung von den Karle, was unfer verhetraher Bub is, seine Bohling Aellies hat fottgefünne. Mer hen in Riegard zu die Vatt Zwoteichens wo mer aus geschicht hatte, dran gefigert, dah mer a schredliche Kraut triege dehte un der Philipp, was mein hosband is, hat da e ganze gute Ebidie gehabt. Er hat sich nämlich e Tent gerent un hat das an die Seitbort von die Aellie gestelt, for dah die Kostiemersch, wo in die Aellie kein Ruhn sinne deht, doch nit in die Fahrd hen zu siße brauche. Ich hen for zwei Tag un mein Lonich geschicht un ei tell jub, wenn die Lizzie sage duht, fe hat sudziedet, ebbes feines zu siße, dann brauche Se keine Brill for zu sehn, dah es auch ein Frädt is. Ich hen mehr wie e Dugend Wehls voll von den Lonich gerad un er hat gegudt, dah mer grad eneidische hätt könne un mit die Plehls schwallone.

Der Philipp is alle Minnit gelaufe komme un hat ein Teht hen wolte, amwer ich hen gefagt: Nicks komm eraus, du läßt deine Händs off bis heut Nacht, dann tannst du eindide. Damit hat er fättisheit sein müsse, wenn er auch e langes Fehs gemacht hat. Der Philipp un der Karlie un der Wedesweiler hen sich fein uff gedreht; jeder hat e Bottenhoß-Budet in sein Bottonhoß gewoher un der Philipp hat fogar e Paar weisse Karter Mittens gewoher. Er hot gefagt, das Detoratorium müht immer gewahrt wer'n. So e baut fünf Minnits nach halb nach sinne da hen die Gist gefahrt zu komme. Der Wedesweiler hat immer, wenn ein Wonsch beisamme war, gefagt, Schentelmänner, hat er gefagt, deß ich Ihre inweite ein Drint an mich zu nemme? Da hat off Rohrs feiner reffußt un schubt genug hat jeder von fe auch einmal getriet, so dah also den Wedesweiler sein Triet sich gut gezahlt hat.

Es war halb nach acht Uhr, da hat das Bohle gefahrt. Der Philipp hat die Anner gefragt, den erliche Bohls zu schube un weil fe es nit annerlicher gebahn hen, hat er erscht for die ganze Gäng aufsehe müße. Dann is es amwer losgange. Bei Walle, die Bohls hen geräthelt un die Pinne sin gefolge, als wann mit Gistling Sonns enei gefucht worde wär. Ich hen reiteweg gewiht, dah wann das jede Nacht den Weg gehn deht, meine Wöhfs ausgenewe dehte. So bei un bei sin all die Plehls in so ein gute Zukmer komme, dah se gar nids mehr drum gewohe hen, ob fe die Bohls in die Goiter oder die Pinnbeis an den Kopp geschmisse hen. Se hen gefunge un hen e Neus gemacht, dah ich gebent hen, es wär am Beste, wenn ich jeht mit mein Lonich die aufgerete Gemeilther e wenig beruhige deht. Ich hen mit Effstanz von die Aids, die sich die Eht nit hen nemme wolde lasse, den Lonich in die Bohling Aellie getrage un wie die hungrige Wöls hen se sich druff gestert un die Plehls sin in leh denn no Zeim aufzestelt worde. Ich sin ja off Rohrs froh gewese, dah mein Wonsch lo eppriehjetet worde is, amwer dieselwe Zeit hen ich es doch nit geglische, dah se so toff mit umgange sin. Dente Se nur einmal an, ich hen grad ein von die Plehls widder gefült gehabt un hen ihn an den Tehtel sehe wolde, da hat doch einer von die Auidies en Bohlingbahl auf den Pleht drappe losse un se löne inimmähinne, dah von den Pleht un den Lonich verdoht wenig inworig gebliwie is. Was amwer das schlammie war, der Wähl is mich auf meine Fohs gefalle un ich hen ein Schrei von mich gewohe, der war bis an die Stritt zu höre. Die Fellerfeh hen mich gleich meine Schubs abzihle wolde, amwer do hen ich gefekt wie ein Siter un sin in mein Sittenruhm geschidelt, wo ich mich mein Fuh getriet hen. Besohre dah ich damit dorch war, is es mit einem Mal so still in die Bohling Aellie geworde, dah ich gar nit gewußt hen, was ich da draus mache hen solle.

Ich hen eins von die Aids gefragt, nachzugude, was die Mütter woar un ob mehlie jemand en Spielsch machde deht. Der Bub is gleich widder zu sich komme un hot gefagt, es wär kein Mensch mehr in die Aellie; die ganze Kraut hätt sich nach den Wedesweiler sein Saluhn abdschönt.

So, do hen mirsch gehabt! Der Wedesweiler hat widder emol sei Fühneh in Auge gehabt un hat uns for die Espenres bezahle losse un der Philipp, mein alter Esel, der is fättisheit damit un is sogar mit fe in

den Saluhn gange. Jeht deht ich gleiche zu sehn, wo unfer Fühneh eret duht komme! O, ei tell jub, wenn mer so en schmarte feger wie den Wedesweiler for en Rehber un so e Kameel wie den Philipp for en hosband hat, dann brauchst mer nit dran zu dente, dah mer auf seine Espenres komme duht. Ich dente, das Beste is, wenn ich die Gschicht einmal selbst in mel Händ nemme, belahs wann es drauf un dran komme duht, dann sin ich ennihau besser in e Wühneflein gepohst, als wie die Mannsleut mit all ihre Schmartzigkeit. Someit sin mer mit die Bohling-Aellie in e dieses Hohl, amwer ich wer'n schon dazu dehte, dah mer eraus komme duht. Ich sin schuhr besohr nächste Woch is schon e Fuchenfch da un ennihau duhn ich nit warte, bis der Philipp widder mit seine große Ebidies komme duht. Mit beste Riegards Yours

Lizzie Hautengel.

Bei der Entlassung.

Zuchthausdirektor: „Also morgen ist ihre Zeit um, und Sie werden der Freiheit zurückgegeben. Nun sagen Sie mir einmal, wenn Sie dann wieder hinaustrreten in's Leben, haben Sie schon irgend welche Pläne für Ihre nächste Zukunft?“

Sträfling: „Ah, Herr Direktor, Pläne hätt' ich schon; id hab' einen Plan von 'nem Juwelergeschäft und zwei Pläne von Bankierswohnungen in de Thiergartenstrasse.“

Der Schulerjunge.

Junge: „Meestern, wenn ich Ihren Mund ansche, da fallen mir immer die Berliner Restaurants in.“

Meisterin: Wozu?“

Junge: „Da steht dran: Tag und Nacht geöffnet.“

Der höchste Grad.

Gast (zum Wirth): „Na, wissen Sie, mich haben schon 'ne Menge Schicksalsschläge getroffen, aber leidet er war so hart wie dieses Beestfa.“

Ein bosharter Arzt.

„Herr Doktor, ich schlafe, meine Zunge ist geschwollen!“

Hausarzt: „Hatten gnädige Frau geistern vielleicht — Kaffeetränchen?“

Rais.

„Unser Briefträger macht so 'n trauriges Gesicht — Du hast ihm gewiß lange keine Briefmarken abgekauft, Papa?“

Beim Examen.

Examinator: „Sagen Sie mir, Herr Kandidat, wodurch unterscheidet sich der Mensch vom Thier?“

Kandidat: „Das Thier trinkt Wasser, Herr Professor!“

Ein Anhänger der Sonntagsruhe.

Herr (zum Bettler): „Kommen Sie morgen wieder, ich habe jetzt keine Zeit.“

Bettler: „Morgen ist Sonntag, Herr, da wird nicht gearbeitet.“

Ein Gemüthsmerk.

Der Advokat schrieb den letzten Willen des alten Furrow nieder. „Hierdurch vermache ich mein gesamtes Hab und Gut meiner Frau,“ distierte der Alte. „Haben Sie das?“

„Ja,“ antwortete der Advokat.

„Unter der Bedingung,“ dah fe innerhalb eines Jahres von Neuem heirathet.“

Die Leuchte des Gesetzes bliete erstaunt darein. „Aber weshalb?“ fragte er.

„Weil,“ war die Antwort, „ich wünschte, dah es wirklich Jemand leid thut, dah ich gestorben bin!“

Sie schon.

„Was fällt Ihnen ein, meine Liebe, mir den Weg zu verstellen? Ich weiche keinem Gänschen aus!“

„Ach schon!“

Belebung.

„Moderne Dichter (als ihm der Verleger 90 Mark für einen Finkater anbieten): „... Was fällt Ihnen den ein? ... Glauben Sie vielleicht, ich bin der Schiller?“

Kleiderlurus.

Es stehen genug Beweise zur Verfügung um darzulegen, daß unsere Zeit keineswegs mehr Toilettenlurus treibt, als die uns vorangegangenen Geschlechter. Wandeln wir durch die Museen und bleiben vor den Frauen-Porträts stehen, so fällt es uns auf, daß die gemalten Damen Italiens, Frankreichs, Englands, Spaniens, der Niederlande und auch Deutschlands weit kostbarere Stoffe bevorzugten, als wir. In schwere Brokate, in weiche glänzende Sammete lind sie gehüllt. Kostbaren Schmuck nennen sie ihr eigen. Der Unterchied ist nur der, daß damals nur die begüterten Frauen sich dem Luxus ergaben, der ihnen nicht so leicht zugänglich war wie uns Gegenwarts-menschen. Außerordentlich bedeuten gerade die wertvollen Stoffe, die in Mode waren, vielleicht doch einen geringeren Luxus. Sie waren dauerhafter und vererbten sich wie echte Spitzen, gute Pelze und Edelgestein. Das war auch deshalb eber möglich, weil die Mode nicht so schnell wechselte. Es gab keine fieberhaft arbeitende Industrie, die allein von dem Gedanken der Kontur-zersähigkeit besetzt ist, und es dauerte eine längere Weile, bis eine alte liebgewordene Mode durch eine neue ersetzt wurde, bis gediegene Gewebe ausgeschaltet wurden, weil ganz andere Gefpinnsse begehrt wurden. Der schnelle Wechsel der Mode macht sich erst seit der französischen Revolution fühlbar.

Wer würde es aber nicht, daß von alters her Wohlsinnende gegen den Kleiderlurus aufgetreten sind? Stadtväter brachten Kleider-Ordnungen heraus, die streng befolgt werden mußten. Sie waren erkens da geschaffen, die Standes-Unterschiede zu verschärfen. Den Vornehmen wurde eine größere Zahl von Ellen des Stoffes bei der Anfertigung ihrer Gewänder gestattet, als der niederen Bevölkerung. Die Kleiderordnungen richteten sich ferner gegen alle die Kleidungsstücke und Trachten, die auch heute oft noch beanstandet werden! es ist der Hals-ausschnitt, das Weider, die langen Schleppe. Man denke, daß nach der französischen Revolution, als die Mode sich ähnlich wie heute geberdete, — als man keine Unteröde mehr trug, sondern Tricots, ja fogar Gajeschleier — die Straßenschleppen 18 Fuß Länge hatten, sich im Salon aber in einer Länge von 40 Fuß freizen durften! In der Zeit der Freiheit und Brüderlichkeit gab es keine Kleidergesetze mehr. Und noch eine Ursache, die Kleiderordnung aufzustellen, bestand in Sparfamkeitssüchten. Sie legten den verdienstlichen Töchtern des stolzen Venedig Beschränkung auf. Zu einer Zeit, da die Frauen in Florenz, in Ferrara, in Urbino auf einer hohen geistigen Warte standen, verkleideten die Venezianerinnen vollständig. Die vielbeschäftigten Handelsherren hielten es für das Wichtigste, dah ihre Frauen in häuslicher Abgeschiedenheit blieben, in der sie mit Süßigkeiten, mit Händchen und Bögeln im süßen Nichtsthun ihr Leben verlebten. Zu diesen Spielereien stellte sich übertriebener Puh. Die sich gegenfeitig besuchenden Damen wollten einander ausseheden, Goldgeschmewe wurde in Mengen angelegt; denn Venedig war der größte Markt für Edelsteine und Perlen zwischen Morgen- und Abendland, und die Damen waren Gattinnen und Töchter vermögnder Männer. Ein morgenländischer Geschmack herrschte vor. Die Ränder der Unterkleidung waren mit goldenen Ranken gesäumt, mit feiner Arbeit reich verziert. Schwere Seiden, edle Spitzen, die in Venedig heimisch sind, wurden für jedweden Toiletten- Gegenstand verarbeitet. Nur bei außerordentlichen Festlichkeiten traten die Frauen in die Desfentlichkeit als Wunder von Schönheit und Eleganz. Da brachten die Männer Luxus-Gesetze heraus, in denen vor allem die kostspieligen Perlen verboten wurden. Zimnerhin durfte ein Kleid noch 200 Dukaten kosten.

Auch bei uns ist es möglich, Zahlen für Toiletten-Ausgaben beizubringen, die weniger glückliche Sterbliche beinahe erschrecken. Einem Londoner Richter erging es so, als er in einer Sitzung hörte, dah eine einfache Frau Mayer mit einem Adalgeld von 7000 Dollars noch Schulden machen mußte. Diese Begebenheit erscheint uns nicht ungläublich, wenn die bekannte Bühnentänzerin Agnes Sorel angibt, sich nicht unter 50,000 Dollars jährlich standesgemäß kleiden zu können. Sie sagt, dah die Kunst, sich zu kleiden, bei der Haut beginne. Das wußten bereits die römischen Frauen der lulassischen Periode, die Venezia-nerinnen, die in Milch badeten, die Kalbfleisch auf die Wangen legten zur Erlangung einer zarten Haut. Heutzutage nehmen elegante Frauen, die nichts besseres zu thun haben, als äußerlich schön zu sein — oder wenigstens wünschen, schön zu sein — Bäder, die den jährlichen Etat mit gegen 1500 Dollars belasten. Milch- und Champagnerbäder sind nicht darin einbegriffen. Der Friseur stellt eine Jahresrechnung von 1000 Dollars auf. Eine Münchnerin, so ward mir berichtet, läßt sich sehr häufig einen Berliner Friseur kommen und bezahlt ihm für das Waschen ihrer Haare 500 Mark. Wer weiß, welche Menge von anzusehenden Voten er ihr verkauft, bel der Mode der Riesenhaire, unter

benen weiche lodige Massen Haares geschickt geordnet, hervorquellen müssen, wenn das Gebilde aus Seide und Federn und Blumen kleibsam sein soll. Für einen einfachen Kleiderrod zählt Frau Sorel 3000 Frcs.; sie trägt eine Pelzstola für 15,000 und einen Muff für 3000 Frcs. Sie braucht jährlich ein Duzend Korsette, zum Preise von 100 Frcs. das Stück, denn länger als vier Wochen vermag ein Korsett nicht die Linien der Figur in tabelloser Reinheit zu erhalten. Einfachere Damen in Berlin, die durchaus keinen sonstigen Aufwand treiben, zahlen, \$12.50 für ein Weider, das sie sich bei einer Dame arbeiten lassen, die ein Ausbund von Grazie und Klugheit sein soll, deren Anprobirprobe sich zum geistreichen Solon ausgebildet hat. Ich hörte von einer Dame, die ein französisches Modelleid im Preis von \$450 und eine Handtasche im Werthe von \$500 zum Geschenk erhielt. Das sind aber noch keine Zahlen im Vergleich zu dem, was reiche Amerikanerinnen für ihre Toiletten ausgeben. So soll Mrs. Astor kein Kleid unter 500 Dollars besitzen. Es ist nicht Raum genug, um zu erzählen, welche Summen für Parfüms verausgabt werden. Eine bekannte Persönlichkeit soll für jährlich über 15,000 Dollars dafür verbrauchen.

Aber es gibt auf dem Gebiete des Kleiderlurus für den Sachkundigen keine Ueberraschungen. Um das Jahr 1794 kostete in Paris ein Kleid aus indischem Bertal 2000 Frcs. War es gefickt und mit Schleppe versehen, aber 6—8000 Frcs. Kaiserin Marie Luise besah ein rosa Tüllkleid für 4500 Frcs., Gräfin Potoda verfügt über 300 kostbare Schmudstücke, darunter 144 Ringe. Als während eines Balkes die Gräfin Schwidlich ihrer Freundin, Frau von Denhoff, für 40,000 Fr. Diamanten stahl, hatte sie ihr nur den kleinen Theil ihres Vorraths genommen.

Fast von jedem Toiletten- Gegenstand ist nachzusehen, daß er einmal Luxusstück war. Es sei erinnert an die bekannten Longshans, von denen im Jahre 1786 das Stück 100—200 Thaler kostete. Die Begeisterung für diese Umhüllung wuchs derart, dah selbst Napoleon machtlos dagegen war. Es standen hohe Strafen auf die Einfuhr englischer Cashmere. Trotzdem mußte der Kaiser es dulden, dah Josephine 3—500 Shawls ihr eigen nannte, das Stück im Preise von 15—600—20,000 Frcs. Manah einen gerith der Kaiser im Jurn. Und dennoch befanden sich im Trouseau der Kaiserin Marie Luise solche im Werthe von 1200—5000 Frcs.

Emma Reichen-Perth.

Die Fürsterversammlung in Erfurt.

In diesen Tagen sind hundert Jahre verlossen, seit sich innerhalb der Mauern Erfurts ein Schauspiel vollzog, das die Blicke der civilisirten Welt auf sich lenkte und auch der Nachwelt oft Stoff zu Betrachtungen geliefert hat. Die beiden gekrönten Freunde von Tifst, Napoleon der Erste und Alexander der Erste, hatten sich zu einer neuen Begegnung entschlossen, um persönlich die wichtigsten politischen Fragen erledigen zu können. Die Fürsten der Rheinbundstaaten wollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, als Basallen dem ihre Huldigung zu bezeugen, der ihr Geschick in seiner mächtigen Hand hielt. Nicht weniger als vierunddreißig deutsche Fürsten, unter ihnen vier Könige, fanden sich vor hundert Jahren theils selbst, theils durch ihre Thronerben repräsentirt, in Erfurt ein, in ihrem Gefolge hunderte von Generalen, Ministern, Diplomaten, Kammerherren und sonstige Personen aus der Umgebung.

Auch Dalberg, Fürstprimas und Kanzler des Rheinbundes, durfte nicht fehlen, an ihn schrieb Napoleon damals: „Ich gehe nach Erfurt, um Europa den Frieden zu geben.“ Trügerische Worte, die er selbst schnell genug in Spanien Lügen strafte. Aber alle Welt ließ sich blenden durch den Glanz, der von dieser einzigartigen Fürsterversammlung in der Hauptstadt Thüringens ausging. Der Kaiser von Oesterreich war dort nur durch einen General vertreten, der König von Preußen durch seinen Bruder Wilhelm. „So war denn nun auf einmal das an sich so stille Erfurt der wichtigste Punkt in der ganzen damaligen politischen Welt geworden,“ heißt es in Friedrich von Müllers Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1806—1813, „auf den die Blicke aller Rabenteile Europas gerichtet waren.“ Hier schien die große Schicksalsurne zu sein, aus der die zwei mächtigsten Monarchen der Welt die Loose fo vieler Völker und Staaten herausziehen würden.“

In der Begleitung des französischen Kaisers, der, wie Talleyrand in seinen Memoiren berichtet, kein Hehl daraus machte, dah er Deutschland durch Pracht und Glanz in Erfurten setzen wollte, befanden sich die bekanntesten Markschälle und einige der höchsten Staats- und Hofbeamten. Auf deutschem Gebiete glich die Reife des forstlichen Eroberers einem Triumphzuge. Am 27. September 1808 hielt er unter dem Donner der Kanonen und dem Lärmen aller Glocken seinen feierlichen Einzug in Erfurt, von der zusammengeführten Volksmenge jubelnd mit dem Zuruf: „Vive l'Empereur!“ begrüßt, als ob er der Befreier und nicht der Unterdrücker Deutschlands gewesen wäre.

Wenige Stunden nach seiner Ankunft tritt er dem von Weimar kommenden russischen Monarchen entgegen. Außerordentlich gestaltet sich das Wiedersehen der beiden Kaiser so herzlich, als ob zwischen ihnen wirklich die aufrichtigste Freundschaft bestände, aber auf dem verborgenen Grunde ihrer Herzen sah es unabweislich etwas anders aus. Unter Entfaltung höchsten militärischen Pompes ritten sie dann in die reich geschmückte Stadt ein, deren Straßen nun von neuem von Kanonendonner, Glockengeläut und Jubelrufen widerhallten.

Nach Eintritt der Dunkelheit begann die festliche Beleuchtung, wobei man in Inschriften und Transparenten alle Kunst der Schmeichelei aufgeboten hatte, um den Imperator zu verherrlichen. In ihrer Mehrzahl weilscherten die Huldigungsschriften miteinander in nationaler Entwürdigung, aber mit rühmlicher Ausnahme ließen doch einige wenige patriotische Töne durchklingen: „In Hoffnung besserer Zeit illuminiren wir mit Freunden, oder,“ „Wächte doch Napoleon unsere Sehnsucht stillen! dann laßet uns mit Jubelston Thal und Berg erfüllen.“

Der französische Selbstherrscher ließ es sich angelegen sein, seinen russischen Freund durch persönliche Zuorkommenheit zu umgarnen, um sich auf politischem Gebiete mit desto geringeren Zugeständnissen begnügen zu können. Er selbst brauchte deshalb nicht in den Hintergrund zu treten, denn um ihn, als den glänzenden Mittelpunkt, drehte sich doch alles. Auf Schritt und Tritt wurde ihm von hoch und Niedrig eine Bewunderung gesollt, die an Abgöttereigrenzte. Friedrich v. Müller vergleicht das große Leber bei ihm jeden Morgen von 9—10, zu dem sich alle anwesenden Fürsten, ihre Minister und die Vornehmsten ihres Gefolges einfanden, mit einer großen Würde, wo jeder die Reuigkeiten des Tages begierig zu erfahren suchte und für sich irgend einen Gewinn daraus zu ziehen strebte. Ein schmachtvoller Augendienerei, Kriecherei und Selbstherrndigung gab es vor hundert Jahren in Erfurt ein übervolles Maß; alle Welt schien das Bewußtsein dessen, was man sich selbst und seiner Nationalität schuldig war, völlig verloren zu haben.

So heißt es, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Adresse, die die Deputirten der Erfurter Universität Napoleon bei einer Audienz überreichten: „Unter den Sterblicher der Vorzeit ist keiner, mit dem er verglichen werden kann, und die Nachkommen werden den höchsten Namen Napoleons nicht anders als mit der tiefsten Verehrung und Bewunderung ansprechen. Allen Großen und Erhabenen gebührt mit Recht Verehrung. Sein Name lebe zu allen Zeiten, die Ewigkeit schütze und mehre seinen Ruhm. Erfurt! Dir ward das unschätzbare Glück, den größten Kaiser und König in deinen Mauern zu begrützen und zu verehren. Würdig warst du ihm, dessen huldreichste Gegenwart dich erhebt, vor vielen anderen. Diesen Tag, deinen glücklichsten, grabe ihn in Marmor, der Ewigkeit trogend. Und keine Vergessenheit möge sein Andenken je verliessen!“

Am Tage wechselten Audienzen bei den beiden Kaisern, Staatsvisiten, Aufschüge, Truppenbesichtigungen und Manövre vor der Krämpferthore miteinander. Die Hauptmahlzeiten nahmen Napoleon und Alexander gemeinsam ein. Jeden Abend spielten die Mitglieder des Französischen Theaters, die eigens aus Paris berufen waren, vor einem Parterre von Königen.“ Besonders Talma und die Duchenois, eine der ersten tragischen Heldinnen ihrer Zeit, rissen durch ihre Deklamationskraft die gekrönten Zuschauer zu höchster Bewunderung hin. Talleyrand vertrat, dah man die Stücke sehr sorgfältig ausgewählt hätte und dah sie nach der Ansicht Napoleons darauf berechnet waren, dem deutschen Publikum große Heiden vorzuführen, die rühmvolle Thaten vollbrachten und sich durch Tapferkeit und hohe Geistesgaben über die gewöhnlichen Menschen erhoben hatten. Man hörte aus den Tragödien Corneilles, Racines und Voltaires viel von ewigen Ruhm, von Unsterblichkeit, von Heldengröße und dem gewaltigen Fatum sprechen, mit besonders betonter Anspielung auf den anwesenden Imperator. Der Jubel wollte kein Ende nehmen, als Talma in der Rolle des Omar in Voltaires Rahomed an die Rampe trat und mit deutlicher Wendung nach Napoleon hin ausrief: „Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Eroberer, Doch heute will er Friedensstifter heißen.“

In der Rolle des Dehpie in der gleichnamigen Tragödie Voltaires hat derselbe Schauspieler an seinem Freund die Worte zu richten: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat Gottes.“ Raum waren sie ausgesprochen, als der Zar sich erhob und Napoleon mit Grazie die Hand reichte; eine Küßrgeme im Zuschauerraum, die ungeheuren Beifall entsefelte.

Während der französische Kaiser die meisten Rheinbundfürsten als seine Basallen mit offensündiger Gering-schätzung behandelte, bewies er den Fürstlichen deutschen Literatur wohlwollendes Entgegenkommen. Ueber seine Begegnung mit Goethe ist fiviel

geschrieben worden, dah man die Einzelheiten wohl als allgemein bekannt voraussetzen darf. Bei der langen Unterredung zwischen ihnen imponirte die beiden Männer, von denen jeder in seiner Art der Größte seiner Zeit war, sich gegenfeitig und machten auch kein Hehl daraus. Wieland, damals ein ehrwürdiger Greis, wußte ebenfalls seinen Mann zu stehen und fand mehr als ein freimüthiges Wort, als er dem entgegentrat, der an slavische Unterwürfigkeit gewohnt war.

Am 6. und 7. Oktober weilten die beiden Kaiser mit ihrem Gefolge in Weimar als Gäste des Herzogs. Da Napoleon den Wunsch ausgesprochen hatte, dem Kaiser Alexander das Schachfeld von Jena zu zeigen, so wurde am zweiten Tage eine große Safteljagd gegen Jena hin veranstaltet. Es war eine brutale Rücksichtslosigkeit, dah der Eroberer gerade den Prinzen Wilhelm, Bruder Friedrich Wilhelms III., einlad, auf dem Jagdritzt sein Begleiter zu sein. Angeblich verdannt er jedoch diesem Mangel an einfachem Kaltgefühl sein Leben. In seinen Aufzeichnungen Aus meinem Leber erzählt v. Müßling, in einem Spötchen östlich von Weimar hätten zwei verleierte Preußen auf Napoleon gewartet, um ihn aus dem Hinterhalt zu erschließen; ihr Arm aber habe ihnen den Dienst verlagt, als fe den Bruder ihres Königs an seiner Seite erblickten.

Die politischen Verhandlungen in Erfurt wurden so geheimnißvoll wie möglich betrieben. Der am 13. October unterschriebene geheime Traktat von Erfurt krönte sich und lieferte Europa gewiffermaßen der russisch-französischen Diktatur aus. Am Tage nach dem Aufschluß des Vertrages ging die denkwürdige Fürsterversammlung unter Kanonendonner und Glockengeläut auseinander. Für Napoleon bedeuteten die Tage von Erfurt äußerlich den Höhepunkt seiner Macht, aber den Eingeweihten blieb es schon damals nicht verborgen, dah am fernen Horizont Wolken aufstiegen, die den glänzenden Himmel seines Ruhmes und seiner angeblicken Anrüchwindigkeit zu verdunkeln drohten.

Raci Witte.

Sind die Waldfische stumm?

Darüber, ob uniere größten Säugethiere eine Stimme haben oder nicht, herrscht noch keineswegs genügende Klarheit. Da diese Meerungehime eine Stimmrigkeit besitzen, ist an und für sich freilich nicht einzusehen, warum sie nicht auch in der Luft ihre Stimme, Stimmklänge hervorzubringen. Dremhin gibt denn auch in der noch von ihm selbst bearbeiteten zweiten Auflage seines „Thierleben“ auf Grund von Aus-sagen erfahrener Waldfischjäger an, dah tag erregte oder schmerzlich verwundete Wale ein fürchterliches Gebrüll ausstößen sollen. Rechel-Geböse dagegen, der die dritte Auflage des „Thierleben“ abgesehen hat, hält die Wale für stumm und glaubt, dah es sich in den von Brehm erwähnten Fällen lediglich um ein besonders starkes „Blasen“ verwundeter Thiere gehandelt habe. Da dürfte nun die nachstehende Schilderung selbstlebender Ereignisse von Interesse sein, die ein festsahrendes Mitglied der Gesellschaft der Naturfreunde „Rosmos“ in deren Monatsschrift veröffentlicht.

„In der Nähe der brasilianischen Küste; bei den Abrosios-Inseln, hot sich uns eines Tages das seltene und interessante Schauspiel einer Waldfischjagd. Zwei Boote hatten einen Waldfisch (Potamal) harpunirt; als wir uns der Gruppe näherten, schien das mächtige Thier schon ziemlich am Ende seiner Widerstandskraft angelangt zu sein, peitschte aber noch heftig mit der Schwanzflosse die Wellen. Eines der Boote arbeitete sich vorsichtig von der Seite an den verwundeten Riesen heran, und gerade während wir in einem Abstände von ungefähr 22 Fuß vorbeifuhren, war das Boot nahe genug herangekommen, und eine Harpune wurde dem Wal aus ganz kurzer Entfernung in den Leib gestakt. In denselben Augenblick stieß das Thier ein dumpfes Brüllen aus, das deutlich von mindestens 40 Augen- und Ohrenzeugen gehört wurde. Der Stoß mußte gut getroffen haben, denn nach kurzer Zeit konnten wir beobachten, dah die Bewegungen des Thieres aufhörten und das Wasser sich blutig färbte. Der Riese war verendet und das Gebrüll war sein Todesstreich gewesen.“

„Einige Jahre später, im November 1906, sahen wir in derselben Gegend an einem schönen Nachmittage einen großen Waldfisch in der Nähe des Schiffes auftauchen, nachdem man in der Ferne schon mehrere bemerkt hatte und Passagiere und Mannschaft aufmerksam geworden waren. Zu unserm Erstaunen näherte sich der Kolof mit mäßiger Geschwindigkeit dem Dampfer, stieß mit merkbarer Heftigkeit gegen die Schiffsseite und sauste dann in die Tiefe, einen lauten dumpfen Ton ausstößend und heftig mit dem Schwanz schlagen, dah das Wasser zu uns heraufsprühte. Hatte das Thier geschlafen oder war es blind? Auch diesmal waren viele Personen Zeugen des Vorfalles, sodah eine Täuschung ausgeschlossen ist.“

Reumundvierzig Nachreiter sind in Tennessee in Haft genommen worden. Das ist gut! Nun fragt es sich aber, ob ihnen auch etwas geschehen wird.